

Die Entstehung der Eidgenossenschaft im Mittelalter - und was man im Jahr 2009 darüber wissen sollte. Ein Vortrag für Ausflügler

Valentin Groebner, Juni 2009

Sehr geehrte Damen und Herren,

Historiker sind eine Art Reiseführer. Willkommen zur Entstehung der Eidgenossenschaft im Mittelalter – denn das ist es ja, was Sie in den Ur-Kantonen, am Vierwaldstätter See und rund um Hohle Gasse und Rütli besichtigen. Ur wie Ursprung. Der Anfang. Aber WAS werden Sie dort eigentlich genau sehen?

Geschichte ist ja etwas Besonderes: Als Vergangenheit ist sie vorbei, unwiderruflich – sie ist das Verschwundene, das, was nicht mehr da ist. „You’re history“ sagen die Amerikaner zu jemanden, und das ist dann normalerweise nicht so nett gemeint. Mit dem Mittelalter, jener fernen, definitiv vergangenen Epoche, die wir als das genaue Gegenteil der modernen Welt auffassen, ist das erst recht so: Wenn wir im Alltag sagen, das seien Zustände wie im Mittelalter, dann ist das normalerweise erst recht nicht positiv gemeint. Aber als „Geschichte“ ist diese Vergangenheit irgendwie auch sehr, sehr notwendig, jedenfalls wenn es um den Ursprung staatlicher Gemeinwesen wie der Schweiz geht, also um Selbstbeschreibung. Was hat die Vergangenheit mit der Gegenwart zu tun?

Auf der homepage der schweizerischen Bundesverwaltung – ich habe da nachgeschaut - ist das ganz einfach: Gross und fett gedruckt steht da 1291 am Anfang: „1291 erneuern Uri, Schwyz und Unterwalden – laut Ueberlieferung Anfang August auf dem Rütli – ihren Bund zu gemeinsamer Abwehr fremder Uebergriffe auf ihren Besitz und ihre Rechte. Im Lauf der

folgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte“, so geht der Text weiter, „treten dieser Eidgenossenschaft weitere städtische und ländliche Gebiete bei – oder werden von ihr erobert. Die wachsende Macht und Freiheit ihrer lockeren Föderation verteidigen die Eidgenossen zwei Jahrhunderte lang gegen wechselnde Gegner, bis sie nach dem Schwabenkrieg 1499 ihre faktische Unabhängigkeit vom Deutschen Reich erlangen.“

Hier kommt, schön kurz und ohne Widersprüche, wie es sich auf einer offiziellen website gehört, alles zusammen: die bekannten alten Schlagworte von der Freiheit (die zum Erobern in einem ungeklärten Verhältnis steht); der Schwerpunkt auf Verteidigung (die Gegner, gegen die sich die Schweiz verteidigen muss, bleiben unerwähnt); die Ueberlieferung (ohne dass genau gesagt wird, aus welchen Texten diese Ueberlieferung eigentlich genau besteht).

Der Text springt dann zur Reformation 1525 und von dort, fünf Zeilen weiter, zur Französischen Revolution 1789 und der Eroberung der Schweiz 1799 durch ein Revolutionsheer unter Napoleon. Das nächste fettgedruckte Datum ist 1848, die Gründung des modernen Bundesstaats Schweiz. Geschichte ist also offenbar etwas, wovon unterschiedlich viel da ist bzw. die sich in Sprüngen fortbewegt: An manchen Stellen ist sie offenbar sehr, sehr wichtig, an vielen anderen Stellen nicht ganz so sehr, und um den Ur-Sprung der Eidgenossenschaft in der Vergangenheit geht es uns ja. Also, ihre eigene Behörde weiss es ganz genau: Die Schweiz entsteht im Mittelalter, und zwar 1291. Und sie verteidigt sich von Anfang an.

Weil das eine sorgfältig redigierte website ist, gibt es direkt nebedran links auf professionelle wissenschaftliche Seiten, auf die homepage des Historischen Lexikons der Schweiz. Und wenn sie die anklicken und dort „Entstehung“ eingeben, dann stellen sie fest, dass das HLS keinen solchen Eintrag hat. Auch „Urkantone“ finden sie dort nicht. „Bundesbrief“

ebenfalls nicht, nur „Bundesriefe“, in der Mehrzahl, und von 1291 ist dort keine Rede.

Offenbar ist das mit dem Ursprung gar nicht so einfach. Komische Sache, die Vergangenheit: Eigentlich ist sie ja vergangen, verschwunden; und trotzdem braucht es sie in der Gegenwart, obwohl wir eigentlich ganz andere Sorgen haben als uns um das zu kümmern, was vor mehr als 700 Jahren passiert ist. Die Geschichte der Entstehung der Schweiz im Mittelalter ist ein besonders interessantes Beispiel für das, was Guy Marchal, mein Vorgänger auf dem Luzerner Lehrstuhl, in seinem letzten Buch „Gebrauchsgeschichte“ genannt hat, nämlich die Inanspruchnahmen von Material aus der Vergangenheit, die eine Unterscheidung vollständig verschwinden lassen. Nämlich die Unterscheidung zwischen Geschichte – der Erforschung der Vergangenheit, eine schwierige und lückenhafte Sache, die sehr oft herausbringt, was wir alles *nicht* wissen können, weil keine Dokumente dazu dazu sind – und Geschichtsbildern – der erfolgreichen Neuerzählung, Re-Präsentation der Vergangenheit, die das alles auf kohärente, vollständige, eingängige, griffige Weise darstellt. Historiker, und das ist das Komplizierte, sind für beides zuständig. Einerseits sollen wir genau nachprüfen, die Quellen analysieren, das Echte vom Falsche unterscheiden. Und andererseits sollen wir erzählen, Ueberblicke liefern, die Vergangenheit zugänglich machen, griffige Synthesen für Schulbücher und Ausstellungen und Kulturanlässe liefern, für die Jubiläen, an denen sich irgendein Ereignis zum zweihundertsten oder zum fünfhundertsten Mal jährt, und natürlich für Vorträge wie diesen hier. Also einerseits hochspezialisierte Informationen, so exakt wie möglich; und andererseits griffige Formeln, nicht zu kompliziert bitte, sagen einem die Journalisten dann, „allgemein verständlich“.

Am schwierigsten ist das im Fernsehen. Jedesmal, wenn ich von einem Fernsehjournalisten interviewt worden bin, das ist mir zwei oder dreimal passiert, wollte der es zuerst genau wissen, und dann, nachdem ich nach

besten Wissen geantwortet hatte, sagte er: „Sehr interessant... aber viel zu kompliziert. Könnten Sie das für unsere Zuhörer nicht einfacher und kürzer ausdrücken?“

Und jetzt kommt die schlechte Nachricht: Nein. Man kann's natürlich NICHT einfacher ausdrücken. Das ist der Unterschied zwischen Geschichtsbildern und Geschichte. Geschichtsbilder kann man sich leicht merken, sie sind logisch, eingängig, und überzeugend. Geschichte ist dagegen kompliziert, lückenhaft, und widersprüchlich. Geschichtsbilder sind das, was die Leute sich als Antwort auf die Frage wünschen, wer sie eigentlich sind, Herkunft, Identität; und Geschichte ist das, was ihnen diesen Wunsch nicht beantwortet und was man nicht kurz im Fernsehen erklären kann.

Und damit wären wir bei der Geschichte der Entstehung der Eidgenossenschaft im Mittelalter. Was ich Ihnen heute erzähle, ist nichts Neues. Es ist einfach der common sense der Fachhistoriker zur Entstehung der Schweiz im Mittelalter, der in Ansätzen schon in den 1960er Jahren in den Fachpublikationen da ist, und seit Mitte der 1980er und 1990er Jahre formuliert worden ist und seither zwar in einzelnen Details ergänzt, aber kaum mehr verändert worden ist. Unter Historikern kalter Kaffee und allen Professionellen seit langem vertraut. Das Interessante ist nur, dass diese Geschichte mit dem allgemein bekannten und in den Medien und in der Politik fleissig wiederholten Geschichtsbild nur wenig bis gar nichts zu tun hat... und ihm manchmal sogar genau widerspricht.

Woher kommt denn eigentlich das magische Datum 1291 als Entstehung der Eidgenossenschaft?

Früher im Staatsarchiv, heute im Bundesbriefmuseum Schwyz liegt eine eher unscheinbare Pergamenturkunde. Ihr Text besagt, dass zwischen den *homines vallis Uranie*, also den Leuten des Tals Uri, der *universitas vallis*

*de Swiz* – der Gemeinde von Schwyz – und der *communitas hominum Intramontanorum Vallis Inferioris* – das wird gewöhnlich mit Unterwalden übersetzt – ein Bund geschlossen wird, in dem sie sich verpflichten, das Richteramt nur von Einheimischen zu besetzen; dazu kommen Vereinbarungen über Landfrieden, also Bestrafung von Raub, Brandstiftung, Privatkriege und Ungehorsam. Verwiesen wird auf ältere Abmachungen (von denen wir sonst nichts wissen); am Schluss steht, dass dieser Bund ewige Gültigkeit haben soll.

Das ist alles. Es kommen keine handelnden Personen vor; die drei Verragspartner sind nur sehr lose definiert; sie waren damals auch keine Staaten oder fest umgrenzte juristische Gemeinschaften; auffällig auch, dass lokale Adelige wie die Herren von Attinghausen, die Urkunden aus derselben Zeit häufiger auftauchen, fehlen. Es ist ausserdem unklar, ob mit *communitas hominum Intramontanorum Vallis Inferioris* wirklich das heutige Ob- und Nidwalden gemeint ist. (Roger Sablonier glaubt, dass das vielmehr die Talschaft Urseren ist.) Es ist nicht davon die Rede, dass dieser Bund auf dem Rütli beschworen worden sei, und auch nichts von Heimlichkeit. Der Bundesbrief ist, ganz simpel, eine Vereinbarung der Oberschichten – und eben nicht des „Volkes“ – über die Aufrechterhaltung von militärischer und juristischer Sicherheit und Kontrolle in einem bestimmten Gebiet nach dem Tod des Königs Rudolf von Habsburg.

Hier wird also keine staatliche Konföderation gegründet. Ueber die erwähnten älteren Urkunden ist nichts bekannt. Dieser Brief, und hier wird es interessant, war im Mittelalter hindurch unbekannt, komplett vergessen. Nach ihm abgeschlossene ähnliche Vereinbarungen, etwa der berühmte Bündnisbrief von 1315, der sogenannte Morgartenbrief, erwähnen den Bundesbrief von 1291 nicht – was sehr merkwürdig ist, weil mittelalterliche juristische Urkunden gewöhnlich sehr sorgfältig ihre Vorläufer aufzählen, um ihre eigene Echtheit und Gültigkeit zu erweisen, und ihre juristischen Formulierungen übernehmen. Auch das ist nicht der

Fall: Spätere Bündnisbriefe wie die von 1332 (mit Luzern) und 1351 sind auch anders formuliert. Der Brief wird vergessen, und er wird erst vierhundert Jahre später, Mitte des 18. Jahrhunderts, wiederentdeckt. Und erst am Beginn des 19. Jahrhunderts bekommt er seine heutige Rolle als staatstragende quasi „Verfassung“ zugeschrieben.

Um einiges älter als der Bundesbrief und im Mittelalter in der Schweiz dagegen sehr wohl bekannt waren die sogenannten Königsbriefe, auf Pergament ausgestellte und von der königlichen oder kaiserlichen Kanzlei mit Siegeln versehene Privilegien, in denen verschiedene hochmittelalterliche Herrscher, die Staufer Friedrich II., die Habsburger Rudolf und Albrecht I., Adolf von Nassau, und der Luxemburger Heinrich VII. den schweizerischen Klöstern, Städten und auch Talschaften ihre Herrschafts- und Gerichtsrechte bestätigten. Diese Urkunden waren als Rechtsbeweis im Streit so wichtig, dass sie teilweise später gefälscht wurden – das berühmte Privileg für die Stadt Bern ist eine solche gefälschte, nachträglich hergestellte Urkunde Friedrichs II. – und sie waren ein politisches Kampfmittel, gerade weil sie verschiedene politische und juristische Rechte überschritten. Vor allem, und um das geht es hier, waren sie das ganze Mittelalter hindurch bekannt, weil sie als politische Argumente über althergebrachte und vom König und Kaiser bestätigte Rechte eingesetzt wurden. Interessanterweise spielen diese Urkunden im schweizerischen Geschichtsbild kaum eine Rolle, obwohl sie älter sind als der Bundesbrief von 1291; vor allem deswegen, weil sie der sogenannten Befreiungstradition widersprechen.

Aber diese Befreiungstradition, also die Geschichte von Wilhelm Tell und von der Befreiung von den ausländischen Vögten, die sich am Ende des 13. oder am Beginn des 14. Jahrhunderts abgespielt haben soll, gibt es keine, in Worten: keine mittelalterlichen schriftlichen Belege oder Urkunden – und sie hat mit den politischen Wirklichkeiten von 1291 nichts zu tun. Archäologische Untersuchungen der Urner Burgruinen haben am

Beginn der 1990er Jahre übrigens ergeben, dass es auch den Burgenbruch nicht gegeben hat – diese Festungen sind nicht zerstört, sondern verlassen worden. Also: Es gibt eine ganze Menge Urkunden und Chroniken aus der Innerschweiz um 1300. In ihnen ist aber von der Entstehung der Eidgenossenschaft, von Tell und vom Rütli nirgends die Rede. Erst mehr als eineinhalb Jahrhunderte später, um 1470, taucht diese Erzählung zum ersten Mal in einer Chronik, dem sogenannten „Weissen Buch von Sarnen“ auf: Offenbar geht es darum, angesichts von Parteikämpfen und inneren Unruhen zwischen den eidgenössischen Kanonen eine gemeinsame heroische Ur-Geschichte zu kreieren. Aber hier ist vom Bundesbrief nicht die Rede, dafür bekommen die drei Abgesandten der Kantone einen Namen (den sie in der Urkunde nicht haben). Auch diese Geschichte ist eher langsam wirksam geworden: Es gibt in den 1480er Jahren in der Innerschweiz Versuche, neben dem Hl. Niklas von der Flüe (der auch erst 1947 vom Vatikan heilig gesprochen worden ist, aber das ist eine andere Geschichte) auch einen Kult um einem Heiligen Wilhelm (Tell) zu initiieren, aber das nicht funktioniert. Die Geschichte vom Apfelschuss, also vom Schützen, der vom Tyrannen gezwungen wird, einen Apfel vom Kopf seines eigenen Sohnes hernterzuschiessen, ist übrigens um einiges älter – sie taucht in skandinavischen Sagen des 12. Jahrhunderts auf und bekommt ihre feste Form in der „Gesta Danorum“, einer dänischen Chronik, die um 1185 geschrieben worden ist. In der heutigen Schweiz wird Tells Geschichte erst 1513 in Petermann Etterlins im Druck erschienener „Cronika von der Eidgnoschaft“ verbreitet, und populär. (Übrigens ist ein Jahr später, 1514, in Paris auch die „Gesta Danorum“ mit dem dänischen Apfelschuss gedruckt worden.) Und wirklich wirksam und bekannt wird die Geschichte vom Rütli und von Tell noch eine Generation später, durch den in der Mitte des 16. Jahrhunderts im Glarus tätigen Politiker und Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi.

Erst Tschudi macht die Geschichte von dem heimlich auf dem Rütli geschlossenen und beschworenen Bund, der „confoederatio“, erst so richtig populär. Vorher ist das Rütli einfach eine Bergwiese neben vielen anderen; erst nach Tschudi, im späten 16. und dann im 17. Jahrhundert, wird dieser Ort – eher sporadisch - für politische Zusammenkünfte genutzt. Richtig erschlossen wird das Rütli durch ausländische Touristen im 18. Jahrhundert, die das grosse romantische Gedicht von Albrecht von Haller, „Die Alpen“ gelesen haben: Ab den 1770er Jahren erscheint er als Sehenswürdigkeit in Reiseführern, zusammen mit der viel verkehrsgünstiger gelegenen Tellskapelle, die schon im späten 16. Jahrhundert belegt ist.

Kurz: Die Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft ist nachträglich installiert. Aegidius Tschudi hat übrigens den Bundesbrief von 1291 entweder nicht gekannt oder ihn – wie noch ein Kollege aus dem 18. Jahrhundert, der Schwyzer Historiker Joseph Thomas Fassbind – für eine Fälschung gehalten. Tschudi schrieb, dass die Geschichte vom Rütli und von Wilhelm Tell sich 1307 zugetragen habe, der Burgenbruch 1309 – und nach ihm wurde auch das jahrhundertlang immer wiederholt. Dementsprechend hat man sich im 19. Jahrhundert lange und bitterlich gestritten, ob man das Jubiläum der Schweiz jetzt 1891 oder 1907 feiern solle.

Dasselbe gilt übrigens auch für Arnold von Winkelried, den angeblichen Helden der Schlacht von Morgarten 1315, der sich mit dem Ausruf „Sorgt für mein Weib und meine Kinder“ in die österreichischen Speere geworfen und so den siegreichen Eidgenossen eine Gasse gebrochen habe – kein einziges der ziemlich zahlreichen Dokumente des 14. und frühen 15. Jahrhunderts kennt diese Geschichte: Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts wird dieser Held nachträglich installiert; passender- und wohl auch bezeichnenderweise trägt er den Namen eines damals sehr erfolgreichen und mächtigen Nidwaldner Söldnerführers, der damit einen

ruhmreichen Ahnherren bekommen hat. In dem profitablen, aber umstrittenen Geschäft, Schweizer Söldner ins italienische oder französische Ausland zu vermitteln, war so eine Heldenurgrossvater sicher kein Nachteil.

Es tut mir leid, wenn ich Sie langweile, aber genau so sieht Geschichte aus – eine Fülle von teilweise widersprüchlichen Informationen, die deutliche Lücken aufweisen; ein Nebeneinander von erhaltenen echten Dokumenten, die jahrhundertlang unbeachtet geblieben und sehr schwierig zu interpretieren sind, und sehr wirkungsvollen, griffigen Erzählungen und Figuren, die komplett erfunden sind, aber historisch wirksam geworden sind, weil die Zeitgenossen sie für wahr gehalten und sie sozusagen gewisserweise nachträglich realisiert haben.

Natürlich tut sich etwas um 1300 in der Innerschweiz, nach dem Tod des Königs Rudolf 1291, der Ermordung seines Nachfolgers 1308 und im Bürgerkrieg nach dem Tod von dessen Nachfolger 1313. Aber die Habsburger hatten kein besonders grosses Interesse an diesem abseitigen und insgesamt wenig profitablen Gebiet. Man darf sich diese Veränderungen auch nicht so vorstellen, als hätten Bauern sich zusammengeschlossen, um gemeinsam ihre Freiheiten zu verteidigen – einmal abgesehen davon, dass Freiheit um 1300 etwas ganz anderes heisst als heute, nämlich juristische Privilegien und Sonderrechte. Die politische Initiative auf dieses lockere Bündnissystem, aus dem sehr viel später die Eidgenossenschaft entstehen wird, geht vermutlich von den Städten aus, die ihre wichtigen Handelsrouten über die Alpen absichern und ökonomisch kontrollieren wollen.

Denn das ist das Erstaunliche am Schweizer Gründungsmythos, an diesem Geschichtsbild mit dem braven Familienvater Tell und den bösen österreichischen Landvögten, dass er irgendwie doch sehr auf eine Grossmacht im Norden – die Habsburger, das Deutsche Reich - fokussiert

ist. Dieses Geschichtsbild tut ganz so, als ob es Norditalien nicht gäbe – die politisch autonomen und ökonomisch sehr erfolgreichen städtischen Kommunen drei Tagesreisen weiter südlich, Como, Mailand, Lodi und wie sie alle heissen, mit denen die Schweizer das ganze Mittelalter hindurch in intensiven Geschäftsverbindungen standen, denen sie Pferde, Grossvieh, Käse und vor allem Soldaten verkauft haben. Diese Städte haben seit dem Ende des 11. Jahrhunderts ihre Stadtherren entmachtet und sich seitdem höchst erfolgreich selbst verwaltet, Territorium und grosse Handelsnetze aufgebaut und sich in Städtebünden organisiert, und das wissen die Innerschweizer nicht nur vom Hörensagen: Mailänder Kaufleute und Bankiers sitzen im 13. und 14. Jahrhundert im Luzerner Rat. Italien ist nicht weit weg. Der Kaiser dagegen schon – aber die lokalen Führungsgruppen, d.h. die reichen Äbte, Viehhändler, Kaufleute, Söldnerführer, die in der Innerschweiz bestimmen, legitimieren ihre Macht auch weiterhin durch kaiserliche Privilegien. Sie gründen keinen Staat, weil es so etwas wie einen Staat 1291 oder 1307 in unserem Sinn überhaupt nicht gibt. Sie schliessen Bündnisse, und darüber stellen sie sich gegenseitig Urkunden aus. Seitdem der Kaiser Heinrich VII. bei Siena an der Malaria gestorben ist, weiss am Beginn des 14. Jahrhunderts niemand, wie es eigentlich weiter gehen soll, weil wie Anwärter auf den Thron, Ludwig der Bayer und der Habsburger Friedrich der Schöne sich gegenseitig bekriegen, man hält sich entweder an den einen oder an den anderen Kandidaten, um lokale politische Vorteile herauszuschlagen: Und deswegen kommt es zu der Schlacht von Morgarten 1315: Die ist ein Erbstreit, kein Freiheitskampf. Erst sehr viel später, mehr als ein Jahrhundert später, nachdem die erfolgreich expandierende Eidgenossenschaft – ein von starken Städten wie Bern und Luzern und Zürich und Konstanz dominiertes Bündnissystem, KEIN Staat – den Habsburgern ihre Besitzungen im Mittelland weggenommen hat, erst dann macht die Erzählung vom rächenden strengen österreichischen Herzog Sinn. Die allermeisten historischen Ereignisse bekommen ihre historische Bedeutung – also das, was sie in einem grossen zeitlichen Ablauf

irgendwann bedeutet haben werden – erst nachträglich zugeschrieben. Und so ist das auch mit der Entstehung der Schweiz im Mittelalter.

Denn genau das sagt Ihnen der Artikel „Bundesbriefe“ im Historischen Lexikon der Schweiz: Der Begriff, steht dort, weckt leicht falsche Vorstellungen, nämlich dass es relativ wenige solche Dokumente gegeben hat und dass sie über Jahrhunderte gültig gewesen seien. Das Gegenteil ist der Fall. Denn Bundesbriefe haben im hohen und späten Mittelalter nicht nur Landsgemeinden miteinander abgeschlossen, sondern, sehr viel öfter und überall in Europa, Fürsten mit anderen Fürsten und Städte mit anderen Städten. Solche Verträge wurden mit unterschiedlicher Dauer abgeschlossen, kurz- und längerfristig, und in ihren Zielen waren sie auf die jeweilige Situation abgestimmt. Im 13. und 14. Jh. standen Besitzstandwahrung und gemeinsame Sorge für die politische Kontrolle im Vordergrund – es ging eben NICHT um langfristige Planung.

"Staatengründungen", so das Historische Lexikon der Schweiz, wurden jedenfalls nicht auf diesem Weg versucht, denn Herrschaft beruhte nicht auf Bündnissen, sondern auf Besitz, Lehen und Privilegierung durch das Reich. Die Vorstellung, beim Abschluss der frühen eidgenössischen Bünde habe man im Auge gehabt, was zweihundert Jahre als Eidgenossenschaft Wirklichkeit wurde, ist ja auch ziemlich absurd.

Denn neben den berühmten Bündnissen, die in allen älteren Schweizer Schulbüchern aufgezählt sind und die im Geschichtsbild eine so grosse Rolle spielen – 1291, 1315, 1481 usw. – sind von den Kantonen und Städten der heutigen Schweiz noch viele, viele andere Bündnisse abgeschlossen worden sind: Basel, Zürich und Bern haben alle in Städtebünden eine grosse Rolle gespielt, die teilweise älter waren als der vermeintliche eidgenössische Bundesbrief von 1291. Wenn sich etwa 1303 Basel, Bern, Freiburg mit Strassburg, den Grafen von Habsburg und dem Haus Österreich zur Friedenssicherung verbündeten; oder 1356 sich Zürich und die Herrschaft Österreich und 1363 Bern und die Österreicher zu

gegenseitiger militärischer Hilfe verpflichtet; oder sich Appenzell 1379 mit den bayrischen Herzögen und mit Ulm, Nürnberg und Regensburg verbünden; die „Ewige Richtung“ der Eidgenossenschaft mit Österreich, Lothringen und den süddeutschen Territorien 1475, dann wurde das alles mit Bundesbriefen dokumentiert, von denen es in die meisten heisst, dass dieses Bündnis „ewig“ Bestand haben soll, das hiess im Mittelalter nämlich nichts anders als unbefristet, und dass Sie wahrscheinlich von diesen Bündnissen in der Schule noch nie etwas gehört haben, hat einen einfachen Grund: Weil sie später keine Rolle mehr gespielt haben. Sie sind aber trotzdem abgeschlossen worden, mit pergamentener Urkunde mit gravitätischen Einleitungsformeln und mit grossen Siegeln dran, so wie der Bundesbrief von 1291, der heute im Bundesbriefmuseum in Schwyz ausgestellt worden ist, nur eben mit dem Unterschied, dass der eben im 19. Jahrhundert für eine Ursprungsgeschichte tauglich wurde – eine Ursprungsgeschichte, die nicht nur vergangene unpassende Ereignisse wie die bewaffneten Auseinandersetzungen innerhalb der Eidgenossenschaft im 15. und vor allem im 16. Jahrhundert unsichtbar machen konnte, sondern schliesslich auch im 19. Jahrhundert sehr bedrohliche konfessionelle und politische Gegensätze und einen ganzen kleinen Schweizer Bürgerkrieg, nämlich den Sonderbundskrieg von 1847 verschwinden und irgendwie im Nachhinein irrelevant machen sollte.

Ursprungsgeschichte ist ein magisches Instrument, wie der Zauberstab bei Photoshop, mit dem man nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft in Ordnung bringen sollte. Deswegen wurden demselben Bundesbrief, der im ganzen Mittelalter unbekannt war und nicht genutzt wurde, 1891 viele lange offizielle Jubiläen und Festreden gewidmet (man stritt allerdings noch ein bisschen, ob die Schweiz nicht doch 1307 gegründet worden sei, Aegidius Tschudis langer Schatten). Am Beginn der 1930er wurde ihm ein ganzes Bundesbriefmuseum gebaut, mit richtig sehenswerten neomittelalterlichen Malereien und Denkmälern: Walter Clénins Wandbild im Ausstellungssaal "Der Bundesschwur auf dem Rütli"

entstand gegen 1944, Hans Brandenbergers Monumentalplastik "Wehrbereitschaft" (geschaffen für die Landi 1939) wurde 1941 im Park aufgestellt, und Maurice Barraud schuf einen eindrucksvollen "Bruder Klaus", überdeutlich als Hüter des Vaterlandes zu verstehen. Das hat, Sie merken es, möglicherweise alles ein bisschen mehr mit Adolf Hitler als mit dem Mittelalter zu tun, und von 1941 an bis weit in die 1950er Jahre hingen in allen öffentlichen Gebäuden und in allen Postämtern der Schweiz Faksimiles dieser bescheidenen mittelalterlichen Urkunde: Der Bundesbrief wurde sozusagen nachträglich zur Reliquie einer Schweizer Verfassung, und für ihn gilt dasselbe wie für alle historischen Mythen: Je öfter vervielfältigt, desto echter

Man versteht nur dann die Rolle, die das schweizerische Nationalmittelalter im 19. und frühen 20. Jahrhundert gespielt hat, wenn man sich klar macht, dass im 19. Jahrhundert Mittelalter stets auch von der Zukunft handelte, als utopische Vergangenheit. Und wenn Sie für einen kleinen Moment über die Grenzen auf andere europäische Staaten schauen, dann werden Sie feststellen, dass eine ganz Menge andere Länder ebenfalls ihre Ursprünge in einem mittelalterlichen Rechtsakt – gewöhnlich einem Dokument oder einer allerältesten chronikalischen Aufzeichnung – verorten, von dem aus im 19. Jahrhundert eine direkte Abstammungslinie in die Gegenwart gezogen worden ist: Sei es die Gründung Spaniens durch die Schlacht von Cavadonga 719; oder die Krönung des hl. Stephan 1001 für Ungarn; die Schlacht von Kortrijk 1302, bei dem eine flämische Bürgerarmee zu Fuss zum ersten Mal ein adliges Reiterheer besiegt, in Belgien; oder – mein Lieblingsursprungsmythos – das Wunder auf einem Kreuzzug an der Ostsee 1219, bei dem die dänische Fahne vom Himmel fällt – Ursprungsmythen von Staaten werden in Europa eigentlich im Regelfall im Mittelalter angesiedelt, von Norwegen bis Kroatien. Und gut dokumentiert sind sie meistens auch nicht – denn so gut wie alle diese Gründungslegenden sind nachträglich, ein paar Jahrhunderte später, von den humanistischen Geschichtsschreibern des

16. Jahrhunderts zum Ursprung der Nation erklärt worden, von Aegidius Tschudis Kollegen; und im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert dann popularisiert, mit Bildern, Denkmälern und Museen. Und weil alle europäischen Nationalstaaten im 19. Jahrhundert so unglaublich jung waren, brauchten sie nichts dringender als möglichst alte Ur-Sprünge, und die lieferte ihnen das Mittelalter.

Denn wenn die Eidgenossenschaft als Staat entsteht, entsteht sie nicht am Ende des 13. oder Beginn des 14. Jahrhunderts, sondern erst sehr viel später, in den 1470er und 1480er Jahren. Aber was da entstanden ist, verändert sich durch die politischen Umbrüche im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts weiter: Die Schweiz wird nach 1521 bzw. 1525 de facto für fast 300 Jahre zu einem französischen Pufferstaat, finanziell abhängig von lukrativen französischen Soldaufträgen, ökonomisch abhängig von französischen Salzlieferungen und profitablen Handelsprivilegien, mit denen die lokalen Oberschichten ihr Machtmonopol untermauern: Jedes schöne grosse alte Haus, das sie in Luzern oder irgendwo sonst in der Innerschweiz sehen, ist mit dem Verkauf von Landeskindern als Söldner in französische (und teilweise auch spanische und italienische) Armeen bezahlt. Das kann man natürlich Freiheit nennen. Man kann es aber auch anders nennen. Aber interessant ist doch, was alles im populären Geschichtsbild keinen Platz hat – nämlich der allergrösste Teil der Wirklichkeit der alten Eidgenossenschaft, die jahrhundertelange Abhängigkeit von Frankreich durch Solddienst, die Klientelverhältnisse in der Innerschweiz, in denen eine einzige Familie – etwa die Reding in Schwyz, oder die Zurlauben in Zug – oder eine Handvoll von Familien wie in Luzern über Jahrhunderte lang die Geschicke dieser Kantone politisch wie ökonomisch kontrolliert hat. Das ist eben die Geschichte; aber die hat gegen romantische Geschichtsbilder keine Karten. Also kurz: Was Sie auf dem Rütli sehen werden, ist nicht das Resultat von Geschichte, sondern von Geschichtsfiktion; und nicht einmal die von unserem Freund Aegidius Tschudi, sondern im Wesentlichen von jemanden, der die Schweiz in

seinem Leben, so weit ich weiss, nie betreten hat. Die historische Innerschweiz, wie Sie sie besichtigen, ist die Erfindung eines begabten Schwaben, nämlich die von Friedrich Schiller. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise und einen schönen Tag.

Lesenswerte Literatur dazu:

Roger Sablonier: Gründungszeit ohne Eidgenossen. Politik und Gesellschaft in der Innerschweiz um 1300, Verlag hier + jetzt: Baden 2008

Bruno Meier: Ein Königshaus aus der Schweiz. Die Habsburger, das Aargau und die Eidgenossenschaft im Mittelalter, Verlag hier + jetzt: Baden 2008

Guy Marchal: Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität, Schwabe Verlag: Basel 2006

Georg Kreis: Mythos Rütli. Geschichte eines Erinnerungsorts. Orell Füssli: Zürich 2004

Urs Kaelin: Salz, Sold und Pensionen. In: Der Geschichtsfreund 149 (1996), S. 105-124

Christian Windler: „Ohne Geld keine Schweizer“. Pensionen und Söldnerrekrutierung auf den eidgenössischen Patronagemärkten, in: Nähe in der Ferne, Berlin 2005 (ZHF Beiheft 36), S. 105-133.